

Der Mythos der Künstlichen Intelligenz



Das „Théâtre d'opéra spatial“ wurde von einem Computerprogramm aus Textvorgaben errechnet.
© Creative Commons

Auf EU-Ebene wird momentan an der weltweit ersten Regulierung für Künstliche Intelligenz gearbeitet, derweil geraten wir über Kunst aus dem Häuschen, die von Computern generiert wurde. Was verrät der KI-Diskurs über uns Menschen, unsere Sehnsüchte und Nöte?

Essay: CARLOTTA BÖTTCHER

Ein Spielentwickler gewinnt im September einen Kunstwettbewerb – und stößt damit eine uralte Debatte über das Wesen der Kunst, der Kreativität, des Menschseins an sich an. Der Grund: Das eingereichte Werk mit dem klangvollen Namen „Weltraumoperntheater“ („Théâtre d'opéra spatial“) hat Jason Allen mithilfe einer Software generiert. Seither ist die Begeisterung über Anwendungen dieser Art groß: Bei Programmen wie „Stable Diffusion“ oder „Dall-E“ muss nur stichwortartiger Text eingegeben werden, und schon generiert das Programm das gewünschte Motiv. Die Ergebnisse sind erstaunlich gut, weil der Text-zu-Bild-Generator zuvor mit unzähligen Bildern gefüttert wurde. Das macht vielen Menschen Angst: Sie sehen sich bedroht, von Künstlicher Intelligenz in die Bedeutungslosigkeit gedrängt zu werden.

Künstliche Intelligenz: Es gibt nicht viele Begriffe in unserem alltäglichen Sprachgebrauch, die wir mit so einer Bestimmtheit verwenden, als ob klar wäre, was sie bedeuten – ohne dass wir das wirklich wissen. „KI ist ein schillerndes Phänomen mit Elementen aus Technologie, Imaginationen, Diskursakten, Narrativen, Mythos-elementen, Verheißung, Bedrohung, Geschäftsinteressen, Machtmittel, Ermöglichungsstrukturen“, schreibt der deutsche Forscher und Technikphilosoph Bruno Gransche. Geboren wurde der Begriff 1956 auf der Dartmouth Conference. Zur damaligen Zeit bekam die Forschung der Kybernetik viel Aufmerksamkeit. Der US-amerikanische Informatiker John McCarthy suchte einen Begriff, der seine Forschung klar von der Kybernetik abgrenzen und trotzdem Interesse und damit Fördergelder anziehen sollte – woraus die Artificial Intelligence entstand. Gransche betont, dass es sich um reine kommunikationsstrategische Überlegungen gehandelt habe, keine inhaltlichen.

Allein der Begriff reicht jedoch nicht aus, um zu verstehen, warum diese KI-Bilder einen Nerv treffen. Dafür müssen wir mehr als 3.000 Jahre zurückgehen: Der KI-Diskurs schließt an Narrative, Vorstellungen und Mythen an, die seit jeher in unserer westlichen Kultur erzählt werden. Schon der griechische Dichter Homer hat in seinem Werk „Ilias“ im 8. oder 7. Jahrhundert vor Christus von intelligenter Technik geträumt, die uns von unseren Pflichten befreien soll. Im Mittelalter gab es den Golem-Mythos, später dann die Geschichte des Zauberlehrlings. Fiktionale Figuren gehören zu den ältesten künstlichen Wesen, die wir geschaffen haben. Technikphilosoph Gransche erklärt, dass sich hinter diesen Narrativen der tiefe Wunsch verbirgt, etwas zu erschaffen, das uns dient, wodurch wir in einen anderen Daseinsstatus wechseln können – von den Dienern zu den Bedienten. Die mitschwingende Hoffnung auf Erlösung hat hochreligiöse Wurzeln. Und noch etwas: Zu glauben, dass wir et-

was kreieren könnten, das unsere eigenen Möglichkeiten übertrifft, zeugt von einer gewissen Selbstüberhöhung, ein wahres Kompliment an uns selbst. Durch eigene Schöpfungskraft schreiben wir uns ein Attribut zu, welches sonst Göttern vorbehalten ist.

Doch diesem schillernden Narrativ wird auch immer ein Kippmoment gegenübergestellt, welches besonders gerne in Science-Fiction-Literatur aufgegriffen wird. Das Scheitern der Hybris, der Überheblichkeit und Selbstüberschätzung, mündet darin, dass die Geschöpfe sich gegen den Schöpfer auflehnen und ihn schließlich unterjochen. Im KI-Kontext würde das bedeuten: Wir verlieren die Kontrolle und werden am Ende von unseren selbst geschaffenen Maschinen ausgelöscht. Gransche erklärt, dass diese Ambivalenz auch mitten in unserer Gesellschaft zu finden ist: Wir wollen, dass es unsere Kinder einmal besser haben als wir, gleichzeitig gibt es seit der griechischen Antike mit Zeus und seinem Vater Kronos auch Geschichten vom gewaltsamen Verdrängen des Schöpfers von der eigenen Nachkommenschaft. Im Narrativ des Menschen als Schöpfer steckt außerdem ein interessanter Geschlechteraspekt: „Die größtenteils männlichen KI-Forscher wollen mit ihren selbst kreierten ‚mind children‘ die Gebärfähigkeit auf Männer übertragen“, glaubt Gransche. Sie würden nicht nur „echtes“ Leben schaffen wollen, sondern eines, das uns rhetorisch übertrifft, indem sie Geisteskinder zeugen. Auch diese Narration hat Geschichte: Die griechische Göttin Athene, Göttin der Weisheit und Wissenschaft, entsprang Zeus' Kopf – und nicht etwa als Säugling, sondern als erwachsene Frau in voller Rüstung.

Der westliche Mensch ist also seit jeher damit beschäftigt, sein eigenes Abbild in besserer Ausführung zu kreieren. Gelingt das scheinbar allzu gut, wird es unheimlich. Nun kann man sagen: Gut, es gibt diesen Mythos – aber wer sagt denn, dass es nicht doch soweit kommen kann, mit mehr Forschung und Technik? Im Sommer dieses Jahres behauptete Blake Lemoine, ein Softwareingenieur bei Google, dass die von ihm trainierte KI „LaMDA“ eine Persönlichkeit entwickelt und Bewusstsein erlangt habe. Mark Coeckelbergh, Philosoph und Professor für Medien- und Technikphilosophie an der Universität Wien, meint, dass es sich bei diesem Fall eher um eine Marketing-Strategie handelte, als dass Lemoine das wirklich geglaubt hätte. Und trotzdem zeige dieser Fall, dass es ein Umfeld gibt, in dem Lemoine so etwas äußern kann, ohne sich lächerlich zu machen. Die daraus entstehenden Diskussionen sind interessant, denn die Beteiligten müssen sich fragen: Was ist Bewusstsein für mich? Wie erkenne ich Empfindungsfähigkeit? Wie beschreibe ich

meinen Daseinsstatus in der Welt? Auf diese großen philosophischen Fragen wurde bisher keine befriedigende Antwort gefunden. Wir können Bewusstsein nur durch Introspektion wahrnehmen, also indem wir in uns selbst hineinschauen. Wie können wir dann überhaupt Fremdseelisches erkennen? Aus technischer Sicht sind wir weit entfernt von einer sogenannten starken KI, also einer Maschine, die sich ihrer selbst bewusst ist und einen eigenen Willen, eine Verortung in der Welt hat. Und weder Gransche noch Coeckelbergh halten es aus philosophischer Sicht für möglich, dass Bewusstsein erschaffen werden kann.

Trotzdem betont Coeckelbergh, man solle generell die Sorgen über Ethik der KI ernst nehmen, denn „wenn Menschen Bedenken auf emotionale Weise äußern, kann das durchaus ein demokratischer Weg sein, dieses oder jenes vielleicht einmal zu überdenken.“ Am Ende des KI-Mythos steht schließlich die Frage, wem er strategisch von Nutzen ist, wovon das Narrativ ablenkt. Die

Aus technischer Sicht sind wir weit entfernt von einer Maschine, die sich ihrer selbst bewusst ist.

technisch reale Seite hat nichts Mythisches an sich, sondern tatsächlich eine große gesellschaftliche Sprengkraft: Mit KI-basierten Systemen, die mit riesigen

Datensätzen gefüttert werden, können wir auf subtile Art und Weise in unseren alltäglichen Entscheidungen beeinflusst werden. Noch etwas ist problematisch: Wird die KI aus einem ungleichen, diskriminierenden Gesellschaftssystem heraus mit Daten gefüttert, reproduziert und „optimiert“ sie diese Diskriminierungen einfach nur sehr effizient. Gransche meint, wir sollten unsere Aufmerksamkeit auf diese real existierende Gefahr richten, anstatt schaurig schönen Science-Fiction-Fantasien zu verfallen. Und zuerst als Gesellschaft überlegen, wie wir unser Zusammenleben gestalten wollen – und dann schauen, wie Technik uns dabei unterstützen kann. Derzeit laufe es häufig andersrum: Lösung sucht Problem.

Coeckelbergh ergänzt, dass auch ein Blick in andere Kulturen helfen könne, um von unserer toxischen Beziehung zu den Technologien wegzukommen. In Japan beispielsweise würden Roboter viel mehr als Helfer und Werkzeug wahrgenommen – und nicht als bedrohliche, zerstörerische Kraft. Der Philosoph erklärt, dass dieses Verständnis durchaus auf ein weniger dualistisches Weltbild zurückzuführen ist, in dem sich der Mensch nicht abgrenzt von allem Nicht-Menschlichen, sondern als Teil eines größeren Ganzen versteht. Abschließend meint Coeckelbergh: „Spätestens seit Frankenstein sind wir versucht, Maschinen als Monster zu sehen. Dabei ist die Botschaft des Romans doch eher, dass wir Verantwortung für unsere Kreationen übernehmen sollten – anstatt sie von uns wegzustoßen.“